

# 1. Die Inszenierung des wirklichen Todes

## Die Corrida als ‚postdramatisches‘ Schauspiel

### 1

Wir werden sterben, todsicher. Das wissen wir, und das unterscheidet uns von den Tieren. Wann es sein wird und wie, davon haben wir nicht einmal eine Ahnung, bis zu unserem Ende nicht. Deshalb unsere Angst. Und deshalb ist der Tod ein Thema wie kein anderes. Von ihm reden, heißt immer ‚von außen‘ reden, ohne eigene Erfahrung. Wie auch anders. Versuchen wir es dennoch, gleichen wir, wenn der Kalauer erlaubt ist, dem Eunuchen, der sich Mühe gibt, vom Sex zu erzählen. Die ungeheuerste Erfahrung unseres Lebens, die uns bevorsteht, ist für jeden seine letzte, für jede ihre letzte, und wir werden nicht davon berichten können, so wenig wie uns davon berichtet wurde. Jene Erzählungen ehemaliger Komapatienten, die ‚ins Leben zurückgekehrt‘ sind, sind schöne Trostangebote; sie sprechen von einem großen, warmen Licht, vom Blick auf den eigenen Körper aus der Vogelperspektive, von einem nie gekannten Gefühl der Heimkehr. Ob das als Prognose gelten kann – so werde es sein und so werde es sich anfühlen – ist schon auf den zweiten Blick mehr als zweifelhaft.

Wir lassen dennoch oder eher deswegen nicht vom Thema Tod ab, folgen also keineswegs der bekannten Forderung Wittgensteins, daß man über das, worüber man nicht reden könne, zu schweigen habe. Das gilt erst recht für die, die Gründe haben, die eigene Lebenszeit als sich verkürzende Frist zu erleben. Aber auch die zunehmende Nähe zum Tod bringt ihn unserem Bewußtsein nicht näher. Über ihn nachzudenken und zu reden heißt, sich bis zum Ende an der Grenze des Unvorstellbaren zu bewegen. Das läßt sich erklären: Das Medium, in dem jeder Versuch des Erkennens stattfindet, bleibt auf das Leben angewiesen; der Gegenstand des Erkennens aber ist dessen Negation. Anders gesagt: So lange man im Denken begriffen ist, ist dessen endgültige Abwesenheit undenkbar. Wir glauben bis zum Ende nicht, daß wir uns einmal fehlen werden, und deshalb fehlen uns die Worte. Wir haben keine Sprache für den Tod außer der, die ihn beschönigt, als ‚Teil des Lebens‘ – derzeit recht beliebt – bis hin zur kühnen Behauptung, er sei ein Aufgehen in einem größeren Ganzen. Ebenso wenig gibt es eine Sprache *des* Todes, die wir verstehen würden. Er redet nicht mit uns, bleibt das stumme schwarze Loch, in dem alles verschwindet, was uns ausmacht.

Und da geht mehr zugrunde als eine hoch organisierte Menge von Wasser, Haut, Knochen, Fett und Muskelmasse u. s. f. Jedem und jeder geht vielmehr die Welt un-